

## 8. Der deutschsprachige Feuilletonroman in der Weimarer Republik und in der NS-Zeit

Die Zeit der Weimarer Republik war gekennzeichnet von heftigen Auseinandersetzungen zwischen den Parteien, die die öffentliche Meinung mit Hilfe der Presse für ihre Überzeugungen zu mobilisieren trachteten. Auch die Kommerzialisierung der Presse setzte sich nach dem Ersten Weltkrieg fort. Die Abhängigkeit der Zeitungen von Inserenten, und damit von der Industrie, nahm zu. Bereits 1912 bemerkte Karl Bücher, dass „die Zeitung jetzt den Charakter eines Unternehmens hat, welches Anzeigenraum als Ware produziert, die nur durch einen redaktionellen Teil absetzbar wird.“ Zusammenschlüsse zahlreicher Zeitungen und Verlage führten zur Herausbildung mächtiger, politische und wirtschaftliche Interessen vereinigender Medienkonzerne. Zu nennen sind hier Ullstein (unter anderem mit der *Berliner Illustrierten Zeitung*, der *Berliner Morgenpost* und der *Vossischen Zeitung*) und Mosse (mit dem *Berliner Tageblatt* und der *Berliner Volkszeitung*). Die Macht verlagerte sich aber zusehends zu dem Presse- und Verlagsimperium Alfred Hugenburgs, das schließlich die gesamte rechtsgerichtete Presse unter einem Dach vereinigte. Die Nationalsozialisten hatten 1933 leichtes Spiel, auf der Grundlage der bereits erfolgten Zentralisierung der Printmedien ihre totalitäre Pressepolitik umzusetzen. Die Mitgliedschaft in der Reichsschrifttumskammer bzw. in der Reichspressekammer war Voraussetzung für eine schriftstellerische Tätigkeit, das Schriftleitergesetz definierte die Bedingungen für die Zulassung als Redakteur (unter anderem ‚arische‘ Abstammung). Pluralismus war unter diesen Voraussetzungen nicht mehr möglich, nur einige Blätter wie die *Frankfurter Zeitung* und das *Berliner Tageblatt* wurden als Aushängeschilder geduldet und versuchten weiterhin einen unabhängigen Kurs zu steuern.

In Österreich beseitigte das autoritäre christlich-soziale Regime, das 1933 die Macht übernommen hatte, ebenfalls die bis dahin bestehende Vielfalt der Parteien und ihrer Presse. Mit dem Anschluss an das Deutsche Reich im Jahr 1938 wurde auch die österreichische Presse gleichgeschaltet.

Die Zahl der Tageszeitungen wuchs nach dem Krieg stetig auf 4700 im Jahr 1934 an. Die Presse der Weimarer Republik eröffnete dem Feuilletonroman einen erheblichen Markt, der Gesamtbedarf an Romanen wurde noch für die Mitte der dreißiger Jahre - trotz der nationalsozialistischen Zentralisierung - auf 29.000 bis 35.000 geschätzt. Im *Handbuch der deutschen Tagespresse* von 1932 finden sich 25 ausdrücklich dem Romanvertrieb gewidmete Feuilletonkorrespondenzen, von denen Duncker, Scherl, Ullstein (alle Berlin) sowie Knorr & Hirth (München) am aktivsten waren. Neben den Agenturen traten auch Buchverlage als Romananbieter auf. Angesichts der Größe des Markts wurde sogar ein Beratungsdienst eingerichtet: in Kassel erschien zweimal monatlich eine Zeitschrift mit dem Titel *Unabhängiger Roman-Beratungs-Dienst für deutsche Tageszeitungen*.

Nach der Machtergreifung der Nationalsozialisten sank die Zahl der Zeitungen schnell, und zwar auf ca. 2500 im Jahr 1937 und auf nur noch 977 im Jahr 1944. 80% der Zeitungen erschienen in Parteiverlagen, unter denen der Zentralverlag der NSDAP, der Franz Eher-Verlag, hervorragte. Romane wurden durch die Reichsstelle zur Förderung des deutschen Schrifttums (ab 1934 Werbe- und Beratungsamt für das deutsche Schrifttum), die ca. 750 Lektoren beschäftigte, an die Zeitungen vermittelt. Monatlich wählte diese Stelle vier bis fünf Manuskripte aus, die als Zeitungsromane erscheinen durften. Andererseits weist das *Handbuch der deutschen Tagespresse* 1937 noch immer mehr als 50 Romanvertriebe nach. Es scheint den Machthabern also nicht gelungen zu sein, Auswahl und Vertrieb von Feuilletonromanen gänzlich zu zentralisieren und konsequent auf NS-

Linie zu bringen; darauf lässt nicht zuletzt die Unzufriedenheit zeitgenössischer Presseforscher mit dem Romanangebot schließen.

Im Feuilletonroman der Nachkriegszeit setzte sich endgültig das Bürgertum als dominierende Schicht gegen den Adel durch, im Mittelpunkt standen nunmehr das Großstadtleben und der Kampf um Besitz. Unterstützt durch das neue Medium Kino machte sich eine gewisse Sachlichkeit breit. Diesem neuen Profil entsprach der Kriminalroman weit besser als der Familien- und Liebesroman. Auffällig ist ferner, dass Übersetzungen im Vergleich zur Vorkriegszeit stark zurücktraten, sehr zur Genugtuung mancher Beobachter.

In der NS-Zeit wurde der Kriminalroman zurückgedrängt; er wurde unter anderem des Marxismus verdächtigt, weil er das Prinzip des Bösen vorführe, Kriminelle, die mitunter den „Charakter völlig verwilderter Untermenschen“ trügen, als Helden wähle und sich überdies zuweilen in Milieuthorien erging. „Das ist in den Romanteil geflüchteter Marxismus!“ kommentierte ein aufgebrachter Beobachter solche Ideen. Stattdessen wurde der Heimatroman forciert, der aber den gewünschten Durchbruch nicht geschafft haben dürfte. 1934/35 ergab eine Stichprobe einen Anteil von 35% Gesellschafts-, Liebes und Familienromanen gegenüber 31% Abenteuer-, phantastischen und Kriminalromanen, also ein ungefähres Gleichgewicht von Abenteuer und Sentimentalem. Im selben Jahr finden sich unter den am häufigsten abgedruckten Verfassern ausschließlich deutschsprachige Autoren, und zwar Gert Rothberg - ein Pseudonym von Gertrud Jähne, die allein zwischen 1929 und 1941 über 60 Romane, vornehmlich Liebesromane, verfasste; Otfried von Hanstein, der zwischen 1915 und 1944 weit über 100 Romane, besonders Kriminal-, Abenteuer- und Reiseromane schrieb; Axel Rudolph, der von 1933 bis 1942 44 Abenteuer- und Kriminalromane lieferte; ferner Hans Heuer, Harald Baumgarten, Fritz Mardicke, ein Pseudonym von Wolfgang Marken, und Rudolph Stratz.

## 8. 1. Der Feuilletonroman in der politischen Meinungspresse

### 8. 1. 1. Liberale Zeitungen

An erster Stelle ist hier die *Frankfurter Zeitung* zu nennen, die als linksdemokratisches Wirtschaftsblatt kritische Distanz zu Militarismus und Totalitarismus bezog. Erst in den dreißiger Jahren musste das Blatt infolge wirtschaftlicher Schwierigkeiten Konzessionen an die autoritären Strömungen machen, die ihren Fortbestand zunächst sicherten und auch das nach der Machtergreifung der Nationalsozialisten drohende Verbot bis 1943 hinauszögerten.

Die *Frankfurter Zeitung* wandte sich an eine zahlenmäßig ziemlich begrenzte liberale Leserschaft, 1919 erreichte sie eine Auflage von 84.000, 1932 nur noch von 55.000 Exemplaren. Ihren Abonentenstamm bildete das Wirtschafts- und Bildungsbürgertum Frankfurts und seiner Umgebung, ähnlich wie die Wiener *Neue Freie Presse* übte das Blatt zudem starke überregionale Wirkung aus und wurde auch im Ausland viel gelesen. 1927 gliederten sich die Abonnenten in 36,9% Industrielle, Großhändler und selbständige Kaufleute; 14,5% im Bank- und Versicherungswesen Tätige; 13,2% freie Berufe wie Juristen, Ärzte, Künstler und Studenten; 9,5% Hotels, Klubs, Reisebüros, Bibliotheken; 9,3% Behörden und höhere Beamten; 6,9% Kaufleute und Angestellte; 4,7% Rentner und Privatiers; 5,0% Sonstige.

Weithin berühmt war die *Frankfurter Zeitung* für ihr Feuilleton, in dem sie auf die intellektuelle Elite der Weimarer Republik zurückgriff. Die Feuilletonredaktion wurde seit 1914 von Rudolf Geck geleitet, ab 1926 von Benno Reifenberg, der persönlich die Romanauswahl vornahm und von

Bernhard Diebold, Erik G. Wickenburg und Siegfried Kracauer tatkräftig unterstützt wurde. Unter den abgedruckten Romanautoren finden sich Werner Bergengruen (*Das Gesetz des Atum*, 1922), Joseph Roth (*Hotel Savoy*, 1924; *Zipper und sein Vater*, 1927; *Hiob*, 1930), Arnold Zweig (*Alle gegen einen*, 1927), Hermann Kesten (*Josef sucht die Freiheit*, 1928), Ludwig Renn (*Krieg*, 1928), Alfred Döblin (*Berlin Alexanderplatz*, 1929), René Schickele (*Der Wolf in der Hürde*, 1929) und Heinrich Mann (*Ein ernstes Leben*, 1932) mit durchwegs anspruchsvoller Prosa. Von der internationalen literarischen Prominenz, die in der *Frankfurter Zeitung* regelmäßig mit Romanen und Erzählungen vertreten war, seien nur Luigi Pirandello („*Kurbeln!*“, 1926), Liam O’Flaherty (*Die Nacht nach dem Verrat*, 1927; *Mr. Gilhooley*, 1930), Ernest Hemingway (*Schluß damit, Adieu Krieg!*, 1930), Aldous Huxley (*Zwei oder drei Grazien*, 1931), Joseph Conrad (*Die Rettung*, 1931) und Julien Green (*Treibgut*, 1932) genannt.

Die erwähnten wirtschaftlichen Schwierigkeiten zwangen die Zeitung, sich gegen Ende der Weimarer Republik für ein gemischtes Publikum zu öffnen. Die daraus resultierenden Probleme lassen sich beispielhaft an den Kontroversen rund um Döblins *Berlin Alexanderplatz* ablesen. Die von der Zeitung in ihrem Feuilleton favorisierte literarische Avantgarde wurde nicht mehr von allen Lesern akzeptiert. „Stöße von Zuschriften“, zum Teil geharnischte Protestbriefe gegen die Geschmacklosigkeiten in Döblins Roman, häuften sich in der Redaktion an. Einige Leser wollten die Jugend vor Döblins Schilderungen schützen, man wollte „edel und anregend unterhalten“ werden und fürchtete angesichts solcher Romane um den Ruf Deutschlands im Ausland. Die Redaktion beobachtete aus diesem Anlass, „daß die vielbeklagte Verrohung der Ausdrucksformen im politischen Kampfe auch in den Meinungsverschiedenheiten über künstlerische Dinge Platz gegriffen hat“. Nur wenige Zuschriften zeigten Verständnis für die literarische Strategie Döblins. So betrachtete z. B. ein im Strafvollzug tätiger Beamter den Roman als „objektiviertes Bild der Menschen, die einen recht großen Prozentsatz der Insassen unserer Strafanstalten bilden“, sah in ihm einen Schritt zum Verständnis des am Alexanderplatz herrschenden Weltbildes und kam zum Schluss: „Auch das Feuilleton ist nicht nur zur Freude und zum ästhetischen Genuß da.“

Eine Woche zuvor hatte die Zeitung bereits die Stellungnahme eines Lesers abgedruckt, der sich als Vertreter einer großen Mehrheit fühlte:

Dieser Brief ist die Meinungsäußerung weiter Kreise der Leserschaft Ihres Blattes, die Sie als geistigen Leiter der „Frankfurter Zeitung“ gewiß interessiert. Der Roman in den Spalten Ihres Feuilletons ist zu Ende, dem Himmel sei Dank! [...] Wir machen Sie nicht dafür verantwortlich, daß das Buch geschrieben ist. Wenn es Döblin Spaß macht, sich im Kot zu wälzen, so mag er es tun, und alle, die daran Interesse haben (wir übersehen die psychologische Seite nicht) mögen sich das Buch kaufen, gut. Aber warum zwingen Sie Ihre Leser, jeden Morgen mit Tagesanfang durch diesen Dreck zu waten, in diese niedrigsten Niederungen der menschlichen Gesellschaft zu steigen, daß einem der Ekel aufstieg. Man weiß zur Genüge, daß es diese Schichten gibt, in denen Habsucht und Trunksucht, Neid, Verlogenheit, Gemeinheit, Gewissenlosigkeit, Roheit bis zum kaltblütig begangenen Mord an der Tagesordnung sind - warum aber müssen wir es jeden Morgen aufs Butterbrot gestrichen bekommen.

In seiner Antwort weist Siegfried Kracauer darauf hin, dass Döblins Darstellungen Mitgefühl und Verständnis wecken sollten; er erinnert daran, dass es „Kot“ wohl auch in der Umwelt des selbstgerechten Lesers gebe, der ihm als „Babbitt“ erscheint. Die *Frankfurter Zeitung* scheue sich nicht davor, die Gemütsruhe solcher Menschen zu stören. Trotz solcher Entgegnungen waren Rücksichten auf ein politisch und ästhetisch konservatives Publikum aber offenbar doch angebracht.

Auch bei dem Abdruck von Ludwig Renns *Krieg* werden zensurähnliche, den Roman ‚entschärfende‘ Kürzungen zu beobachten sein.

Außer der *Frankfurter Zeitung* sind im Bereich der demokratischen und liberalen Presse zwei in das Kaiserreich zurückreichende Zeitungen des Mosse-Verlags hervorzuheben, und zwar das *Berliner Tageblatt* (*Wasser und Wein* von Hans Flesch-Brunningen, 1931) und die *Berliner Volkszeitung*; ferner die von Ullstein produzierten Blätter *Vossische Zeitung* (Erich Maria Remarques *Im Westen nichts Neues*, 1929) und *Berliner Morgenpost*, die ihre Auflage von 559.000 Exemplaren im Jahr 1932 als die höchste Deutschlands bezeichnete.

Weiter rechts innerhalb des liberalen Spektrums positionierte sich die *Kölnische Zeitung*, die in der Weimarer Republik der Deutschen Volkspartei Gustav Stresemanns nahe stand. In einem Rückblick auf ihren Feuilletonroman der letzten beiden Jahrzehnte hob die Zeitung 1938 die Erfolge mit anspruchsvoller Literatur, vor allem mit historischen Romanen, hervor, wobei es ihr insbesondere gelungen sei, die Niederländerin Jo van Ammers-Küller mit sechs Romanen an ein deutsches Lesepublikum zu vermitteln. Neben historischen Romanen brachte die *Kölnische Zeitung* Abenteuerromane (*Die Zwei in der Südsee*, 1921, von Norbert Jacques, dem Erfinder Dr. Mabuses), Gesellschafts-, Liebes- und Familienromane (*Tantalus*, 1934, von Jo van Ammers-Küller); Landschafts- und Heimatromane (*Der jungfräuliche Gipfel*, 1926 von G. von Ompteda); humoristische Romane (*Der verhexte Spitzweg*, 1928, von Oskar Gluth); und Kriegsromane (*Die zwölf Räuber*, 1931, von Edwin Erich Dwinger).

In Österreich behauptete die *Neue Freie Presse* die führende Stellung unter den großen liberalen Zeitungen. Die abgedruckten Romanautoren Jakob Wassermann, Felix Salten, Alfons Petzold, Gabriele Reuter, Somerset Maugham, John Galsworthy, Pearl S. Buck, Romain Rolland und Agatha Christie zeigen allerdings, etwa im Vergleich zur *Frankfurter Zeitung*, Konzessionen an den Geschmack eines breiteren Publikums. So überrascht es kaum, dass sich das Romanangebot der *Neuen Freien Presse* wenig von jenem des ebenfalls liberal ausgerichteten, aber bei weitem populäreren *Neuen Wiener Tagblatts* unterschied, in dessen Feuilleton unter anderem Selma Lagerlöf, A. J. Cronin, Sven Hedin, Maugham, Galsworthy, Buck, Hermann Hesse, Karl Heinrich Waggerl und Stefan Zweig zu Ehren kamen.

### 8. 1. 2. Sozialdemokratische Blätter

Die sozialdemokratischen Zeitungen stellten in der Weimarer Republik einen auch quantitativ bedeutenden Sektor der Presse dar. Das Zentralorgan *Vorwärts* erschien 1918 in einer Auflage von 300.000, eine Zeitung wie die *Münchener Post* 1932 in 40.000 Exemplaren. Bedeutsam für die Romanpolitik sollte der Wandel in der Zusammensetzung der Leserschaft werden. Im Fall der *Münchener Post* ermittelte man beispielsweise 1932 als Leser 60% Arbeiter, aber schon 20% Beamten und Angestellte.

Die sozialdemokratischen Blätter hielten an dem Konzept, ältere und zunehmend auch aktuelle Weltliteratur zu vermitteln, fest. Auch das Bewusstsein, den Lesern und Leserinnen eine Alternative zum bürgerlichen Romanfeuilleton bieten zu müssen, war zunächst ungebrochen. Die *Frankfurter Volksstimme* wies 1922 durch einen polemischen Blick auf das Feuilleton der lokalen Zeitungskonkurrenz nach, dass der bürgerliche Zeitungsroman geradezu „Gift“ für die Arbeiterfrauen enthielt, weil er demonstrierte, dass die Welt schon immer der kapitalistischen Ordnung gefrönt habe und dass das Verhältnis von Herren und Knechten naturgegeben sei.

Tonangebend in der Vermittlung von Weltliteratur war nach wie vor das Zentralorgan *Vorwärts*. Wie schon vor dem Krieg konnte man dort Gegenwartsautoren von Rang und Namen begegnen, und zwar meist mit Werken, die in ideologischer oder stofflicher Hinsicht besonders geeignet schienen. Ein kleiner Auszug aus der langen Liste der im *Vorwärts* abgedruckten Romane soll dies illustrieren: Martin Andersen-Nexö (*Stine Menschenkind*, 1919/1921), Vicky Baum (*Die Welt ohne Sünde*, 1922), Henry Barbusse (*Das Morgengrauen*, 1919), John Dos Passos (*Drei Soldaten*, 1923), Ilja Ehrenburg (*Ich bin ein echter Kommunard*, 1925), Anatole France (*Putois*, 1924), Leonhard Frank (*Der Bürger*, 1924), Maxim Gorki (*Im Kosakendorf*, 1925), Knut Hamsun (*Segen der Erde*, 1920), Gottfried Keller (*Die drei gerechten Kammacher*, 1920), Sinclair Lewis (*Der Erwerb*, 1930), Jack London (*Wolfsblut*, 1928), Joseph Roth (*Die Rebellion*, 1924), Tolstoi (*Warum?*, 1916), Bruno Traven (*Die Baumwollpflücker*, 1925), Clara Viebig (*Die Passion*, 1926), Edgar Wallace (*Die blaue Hand*, 1929), H. G. Wells (*Menschen, Göttern gleich ...*, 1928).

In den zwanziger Jahren entspann sich eine heftige Diskussion über die Feuilletonromanpolitik der sozialdemokratischen Presse, die auf den Parteitag und in den *Mitteilungen des Vereins Arbeiterpresse* ausgetragen wurde. Der Trend ging von Tendenzliteratur und anspruchsvoller Weltliteratur hin zu seichter Romankost, die besser die wichtiger werdende Unterhaltungs- und Werbefunktion erfüllen konnte. Mit Unterhaltungsware in Romanform sollten vor allem bürgerliche Leser und Leserinnen von anderen Zeitungen gewonnen werden, die früher favorisierten Funktionen der Belehrung und Indoktrination blieben nun immer häufiger auf der Strecke. Zugespitzt formuliert: „Der vermutete Massengeschmack des Lesers wurde zum Maßstab sozialdemokratischer Feuilletonpolitik.“ Diese Tendenz ist ein Reflex der ‚Verbürgerlichung‘ der Partei in den zwanziger Jahren im Gefolge von wachsender Wählerschaft und Regierungsverantwortung.

In Österreich gab weiterhin die *Arbeiterzeitung* den Ton an. In einer beachtlichen Auflage von 90.000 Exemplaren (1929) erscheinend, bevorzugte sie weiterhin als Buchpublikation geplante oder bereits erschienene Romane. Ihr Feuilletonredakteur David Josef Bach legte Wert auf literarische Qualität. So druckte er z. B. 1923 Joseph Roths Erstling *Das Spinnennetz* aus dem Manuskript ab. Wenn möglich, nahm das Blatt Rücksicht auf die Bedürftigkeit einzelner Autoren, es suchte die Tendenz und kehrte sie in Ankündigungen auch hervor. Informationen über den Autor, interpretatorische Kommentare u. ä. erfüllten den Bildungsauftrag, dem sich das Feuilleton verpflichtet fühlte. Nur selten finden sich eher triviale Romanintermezzi, z. B. futuristische Romane. Ein Abriss des Romanangebots der *Arbeiterzeitung* soll dieses Programm belegen: Leo Perutz (*Zwischen neun und neun*, 1921), Clara Viebig (*Die Passion*, 1925), Leonhard Frank (*Der Bürger*, 1924), Hans Flesch-Brunningen (*Die Amazone*, 1933), Gina Kaus (*Die Front des Lebens*, 1928), Hermynia zur Mühlen (*Vierzehn Nothelfer*, 1933), Tolstoi (*Aelita*, 1923/24), Jack London (Erstdruck von *Lockruf des Goldes*, 1926), Upton Sinclair (*Jimmy Higgins*, 1920/21), Victor Hugo (*Quatre-vingt-treize*, 1928), Melville (*Moby Dick*, 1930).

Der Austromarxismus erhoffte sich von der Arbeiterbildung den friedlichen Übergang zur sozialistischen Gesellschaft. Die auch für Österreich festgestellte ‚Verbürgerlichung‘ der Partei brachte eine veränderte Mitgliederstruktur bzw. Leserschaft der Parteizeitungen mit sich. 1929 zählte man als Parteimitglieder 64% Arbeiter, aber immerhin 27% Angestellte, 5% selbständige Gewerbetreibende und 4% Akademiker, das bedeutet, dass zwei Dritteln Arbeitern ein Drittel von Lesern aus anderen Schichten gegenüber stand.

Die politisch weniger radikalen Mitgliederschichten sprach das in einer Auflage von 182.000 Exemplaren (1929) verbreitete populäre *Kleine Blatt* an. Im Feuilleton dieser Zeitung dominieren Abenteuerromane, das *happy ending* ist hier die Regel. Als Autor tritt am häufigsten James Oliver

Curwood in Erscheinung. Charakteristisch scheint, dass man als Auftakt Sues *Geheimnisse von Paris* für das Feuilleton auswählte. An die sozialistische Linie des Blattes erinnern gelegentlich Jack London, B. Traven und Hans Fallada.

### 8. 1. 3. Kommunistische Zeitungen

Die Kommunistische Partei verfügte im Deutschland der Weimarer Republik über eine gut ausgebaute Parteipresse, 1932 hatte sie es auf 49 Zeitungen gebracht. Besonderen literarischen Ehrgeiz entwickelte, ähnlich wie bei den Sozialdemokraten, das Zentralorgan, die von Rosa Luxemburg und Karl Liebknecht 1918 gegründete *Rote Fahne* (Berlin), die 1932 eine Auflage von 130.000 Exemplaren erzielte. Der Zeitung ging es weniger darum, Andersdenkende zu überzeugen, als ihre Zielgruppe, die Arbeiterleser, zu schulen. Eine Mischung von revolutionär-proletarischer und zeitkritischer bürgerlicher Literatur charakterisiert ihre kulturpolitische Linie. Der erste in dem Blatt abgedruckte Roman war W. M. Thackeraths *Die verhängnisvollen Stiefel*. Es folgten Max Barthel mit *Erdgeräusche*, Dostojewski mit *Weißer Nächte* und Jack London mit den *Südsee-Geschichten* (alle 1920). Bis 1932 wurden ferner unter anderem abgedruckt: Upton Sinclair (*König Kohle*, 1921), Frank Harris (*Die Bombe*, 1922), Jack London (*Die eiserne Ferse*, 1923), Pawel Dorochow (*Golgotha*, 1924), A. J. Smolan (*Der Weg der Massen*, 1926), Jaroslav Hašek (*Die Abenteuer des braven Soldaten Schwejk*, 1926), Joseph Hergesheimer (*Tampico*, 1928), Karl Grünberg (*Brennende Ruhr*, 1928), Theodor Plivier (*Des Kaisers Kulis*, 1929), Hans Marchwitza (*Sturm auf Essen*, 1930) und Mike Pells (*S. S. Utah*, 1932). Eine Besonderheit in der *Roten Fahne* bildete die ausführliche Besprechung des Romans vor Beginn der Veröffentlichung und seine nachträgliche Diskussion in Form zahlreich abgedruckter Leserbriefe.

Auch das Zentralorgan der Kommunistischen Partei Österreichs versuchte in seinem Feuilleton mit Hilfe von Romanen ideologisch erzieherisch zu wirken. Die *Rote Fahne* (Wien, 1919-1933) druckte beispielsweise zwischen 1928 und 1930 Upton Sinclairs *Petroleum* (1928), Nikolai Ognjews *Das Tagebuch des Schülers Kostja Rjabez* (1928), John Reeds *10 Tage, die die Welt erschütterten. Das Buch zum Eisenstein-Film* (1928/29), Iwan Olbrachts *Anna. Roman einer Arbeiterin* (1929) und Béla Illés' *Die Generalprobe. Der Roman der ungarischen Revolution* (1929/30).

### 8. 1. 4. Konservative und katholische Presse

Unter den konservativen Zeitungen ragt weiterhin die *Neue Preußische (Kreuz-) Zeitung* hervor, die der Deutschnationalen Volkspartei nahe stand und im behandelten Zeitraum eine Auflage von bis zu 60.000 Exemplaren erreichte. Zum konservativen Lager zählen auch die Blätter der katholisch und verfassungstreu ausgerichteten Zentrumspartei, insbesondere die *Germania* und die bedeutendste überregionale katholische Tageszeitung, die *Kölnische Volkszeitung*, die im Jahr 1932 Auflagen von 35.000 bzw. 70.000 Exemplaren erreichten. Die *Kölnische Volkszeitung* bezeichnete 1932 die „führenden Schichten der katholischen und Zentrumskreise“ als ihre Leserschaft und gliederte sie auf in 38% Akademiker, 32% Industrie, 15% Behörden und Beamten, 15% freie Berufe. Ferner sind hier die *Münchner Neuesten Nachrichten* anzuführen, die der Bayerischen Volkspartei nahe standen, aber später unter den Einfluss Hugenberg und damit ins nationale Fahrwasser gerieten. In der Zeitung erschien in den Jahren 1934 und 1935 durchwegs unspezifische Unterhaltungsliteratur von Autoren bzw. Autorinnen wie Carola von Crailsheim-Rügland.

Über den Feuilletonroman in der katholischen Presse insgesamt informiert eine Aufstellung der Ende Oktober/Anfang November 1927 in 74 katholischen Zeitungen abgedruckten Romane. Mehrfach vertreten sind darin Autoren wie J. Schneider-Förstel, Anna van Panhuys oder Ottwell Bin. An bekannten Namen tauchen nur Lewis Wallace mit *Ben Hur* und R. L. Stevenson auf, auffällig ist die große Zahl weiblicher Verfasser. Nach Einschätzung H. H. Bormanns, des Feuilletonredakteurs der *Germania*, handelt es sich durchwegs um „Auchschreiber minderen Grades“. Ursache des Übels ist laut Bormann, dass sich die katholischen Blätter aus Sparsamkeit, von Romanvertrieben versorgen ließen und sich der Kreis der „ernsthaften katholischen Schriftsteller“ auf den Buchroman konzentrierte.

In Österreich vertrat die *Reichspost* den katholisch-konservativen Flügel. Zwischen 1918 und 1933 erschienen in dem Blatt insgesamt 111 Fortsetzungsromane; am häufigsten vertreten waren Fanny Wibmer-Pedit und Emanuela Mattl-Löwenkreuz. Die meisten der Autoren waren regelmäßige Mitarbeiter der Zeitung und verfassten nicht nur Romane, sondern auch andere kulturelle Beiträge. An namhaften Autoren finden sich in der *Reichspost* Arnold Bennett, Paul Bourget, Charles Dickens, Rudyard Kipling, Kleist und Stifter. Wie die Leser durch die abgedruckten Romane in Religion und Patriotismus bestärkt werden sollten, zeigen beispielhaft die Titel von E. von Handel-Mazzetti (*Der deutsche Held*, 1919) und Viktor Trautzi (*Der Kampf und Sieg des Christoph Zöllner*, 1925).

#### 8. 1. 5. Deutschnationale und nationalsozialistische Zeitungen

Hinter den hier behandelten Zeitungen stehen die rechten Kräfte innerhalb der Weimarer Republik, deren antisemitische und antibolschewistische Politik letztlich nahtlos in den Nationalsozialismus mündete. Hervorzuheben ist die *Deutsche Zeitung*, das Organ des völkischen Flügels der Deutschnationalen Volkspartei. In Österreich vertrat diese Richtung die *Deutsch-österreichische Tageszeitung*, in deren Romanfeuilleton sich nur wenige bekanntere Namen wie A. Müller-Guttenbrunn und A. V. Sazenhofen finden. Wie mit Hilfe des Romans nationalistische Stimmung gemacht wurde, kann am Beispiel des 1932 abgedruckten Romans von Josef Berthold mit dem Titel *Der Hochverräter* studiert werden.

Von den Nationalsozialisten wurden Literatur und Presse bekanntlich zur Leserlenkung im Sinn der ‚nationalen Erstarkung‘ eingesetzt. Der *Völkische Beobachter*, bereits 1887 als *Münchener Beobachter* gegründet, erklärte von Anfang an Kampf „dem Wucher in allen Gestalten, der jüdischen Zwangsherrschaft in Deutschland, dem volksverderbenden Geldwahn und dem volksfremden Scheinsozialismus, der nur Vernichtung aller deutschen Arbeit will“. Ziele wie diese, Hinweise auf die „Schande der Knechtschaft“ nach der Niederlage im Ersten Weltkrieg und Nachweise, dass „das Elend unserer Not als Folge dieser Knechtschaft“ zu betrachten sei, Angriffe gegen das „Wucher- und Schiebertum“, gegen das „Sklavenjoch der Börsengauner“ u. ä. sind auch in den abgedruckten Romanen ständig anzutreffen. 1928 betrug die Auflage des *Völkischen Beobachters* erst 15.000 Exemplare, 1931 120.000, 1934, nach der Machtergreifung, 330.000 und 1944 1,7 Millionen.

Schon 1926 erschien mit Karl Schworms *Es liegt eine Krone im tiefen Rhein. Roman aus deutscher Vergangenheit und Zukunft* eine nationalistisch gewendete Verarbeitung des Siegfried-Mythos. Anfang der dreißiger Jahre war dann die literarische Prominenz der NS-Zeit im Feuilleton des Blattes vertreten: Karl Aloys Schenzinger (*Man will uns kündigen*, 1932), Will Vesper (*Das harte Geschlecht*, 1931/32), Hans Heyck (*Der Glückliche. Roman einer Diktatur*, 1932), Alfred Karrasch

(*Stein, gib Brot! Chronik aus dem Kampf unserer Tage*, 1933/34) usw. Nur gelegentlich verirrten sich Utopie (Erich Dolezals *Der Ruf der Sterne*, 1931) oder Liebesleid (Lisa Barthel-Winklers *Zwei von der Schreibmaschine. Ein Roman von Ferien, Leid und Liebe*, 1933) in das ideologiefeste Romanprogramm.

## 8. 2. Romane in der populären Presse

Von einer überregionalen Boulevardpresse kann in der Weimarer Zeit noch nicht die Rede sein. Am ehesten entsprechen diesem Presstyp Wochenzeitungen wie die *Berliner Illustrierte Zeitung* (Ullstein) mit einer Auflage von 1,2 Millionen Exemplaren. Von den Tageszeitungen wiesen die *Berliner Morgenpost* mit 550.000 Exemplaren und Blätter wie der *Berliner Lokalanzeiger* mit 205.000 (1932) die höchsten Auflagen auf. In der *Berliner Morgenpost* erschienen Romane wie Karl Unselts *Der Arzt aus Leidenschaft*. Der *Berliner Lokalanzeiger* brachte unter anderem *Der Fluch des Pharaos* (1934) von Rudolph Stratz oder *Krach auf der Insel* von Horst Biernath (1935). In Österreich wies die aus der Vorkriegszeit stammende *Illustrierte Kronenzeitung* mit 150.000 Exemplaren im Jahr 1923 und über 200.000 ab 1927 die größte Auflage aller Zeitungen auf. Neben einer ausführlichen Kriminalchronik und diverser Unterhaltung präsentierte das Blatt täglich zwei, zeitweise sogar drei gleichzeitig laufende Romane. Charakteristisch für das Erscheinungsbild des Feuilletonromans dieser Zeit sind die Illustrationen, die meist schon auf dem Titelblatt der Zeitung auf einen neuen Roman hinweisen, sein Personal und einige Schlüsselszenen vorführen. Die Romane besaßen allem Anschein nach große Zugkraft. Beispielsweise soll die Auflage während der Veröffentlichung von *Die schwarze Minute* (1925) von Gustav Davis um 15.000 Exemplare gestiegen sein. Der Roman diente hier dazu, Leser zu binden und neue zu gewinnen. So lockte die *Illustrierte Kronenzeitung* bereits 1903 die Leser mit dem Roman *Die Schätze des Buckligen* an, der Hinweise auf einen durchaus real ‚Schatz‘ von 1000 Kronen enthielt, der bei Lösung des Kriminalrätsels winkte.

Mit im kleinbürgerlichen Milieu und/oder der Aristokratie angesiedelten Wiener Lokalromanen hatte die *Illustrierte Kronenzeitung* vor dem Krieg an die Romanpolitik der populären Presse des 19. Jahrhunderts angeknüpft. Während des Kriegs erschienen einige „Original-Kriegsromane“, danach herrschten Kriminalromane, Großstadt- und Familienromane vor. Bekannte Autorennamen sind selten, oft handelt es sich bei den Verfassern um Redaktionsmitglieder. Stammautoren waren Rudolph von Rosen, der Herausgeber des Blattes, Gustav Davis, der unter dem Pseudonym Gustav Tannhofer schrieb (*Die Majoratsherren von Eichried*, 1925; *Die schwarze Minute*, 1925; *Das Haus zu den drei Lichtern*, 1927/28; *Wettersturz*, 1933; *Im Banne des grauen Savoyers*, 1934), Theodor Hillm, Friedrich Schwalbe, A. Fels, Lo Wilsdorf, Stephan Schrader und einige Redakteure der Zeitung. Obwohl sie sehr auf eine populäre Note im Romanfeuilleton achtete, veröffentlichte die *Kronenzeitung* nur Erstdrucke. Andere populäre Wiener Blätter mit Auflagen zwischen 100.000 und 200.000 Exemplaren waren die *Kleine Volks-Zeitung*, das *Kleine Blatt*, das *Kleine Volks-Blatt* und das *Neue Wiener Journal*, das seine Leserinnen und Leser unter anderem mit Romanen von H. Courths-Mahler unterhielt.

Nachdem die Kolportage in Österreich 1922 zugelassen worden war, entwickelten sich auch vornehmlich auf diesem Wege vertriebene Zeitungen. Zu dieser Boulevardpresse im engeren Sinn zählte *Der Abend* (Wien, ab 1915). Das Blatt, das 1926 in einer Auflage von 160.000 Exemplaren erschien und linksradikale Tendenzen verfolgte, verschrieb sich gänzlich dem sensationellen Genre. Dazu passte das Romanangebot, das vornehmlich aus Abenteuer- und Kriminalromanen bestand.

Im Einzelnen druckte die Zeitung z. B. Romane von Max Brand (*Das geheimnisvolle Zeichen*, 1932; *Jimmys Glück*, 1933; *Todesritt*, 1933), Frank Arnau (*Der Mann ohne Gegenwart*, 1932), Richard A. Loederer (*Wu-Du-Feuer auf Haiti*, 1932) und Hermann Hilgendorff (*Schiff ohne Menschen*, 1934).

### 8. 3. Romanbeispiele

#### 8. 3. 1. Ludwig Renn: Krieg

Mit Renns Roman schaltete sich die *Frankfurter Zeitung*, in der er von 16. 9. bis 8. 11. 1928 erschien, in die Auseinandersetzungen um den Ersten Weltkrieg ein, die um die Wende von den zwanziger zu den dreißiger Jahren einen neuen Höhepunkt erreichten. Erinnert sei nur an die Kontroversen und Saalschlachten bei Aufführungen der Verfilmung von Remarques Roman *Im Westen nichts Neues*, der beinahe gleichzeitig mit *Krieg* in der *Vossischen Zeitung* erschien. Betrieben diese beiden Romane Antikriegspropaganda, so bildete das Thema Krieg andererseits auch einen Fixpunkt in den Argumentationen aller Kriegstreiber und Kritiker der Republik. Obwohl das Ende des Krieges zehn Jahre zurücklag, stellte er ein unbewältigtes Problem und somit ein für den Feuilletonroman prädestiniertes Thema dar.

Schon die Ankündigung des Romans in der *Frankfurter Zeitung* stellt ihn in den Kontext der Literatur über den Krieg und nennt eine Reihe ausgewählter Titel, darunter vornehmlich Dokumentarwerke. Die Zeitung nimmt Renns Einstellung zum Krieg vorweg, wenn sie ihn als Folge der Dummheit von Staatsmännern bezeichnet. An die Adresse der nationalen Kräfte wendet sich der Hinweis, dass Denkmäler für unbekannte Soldaten den Irrtum, der kollektive Tod habe Sinn gehabt, nur verlängerten. „So wird allmählich die Ahnung zu einer fürchterlichen Gewißheit: die Freunde, die Brüder sind für eine leere Idee gestorben.“ Was die Form der Berichte aus dem Krieg betrifft, so erachtet der Journalist der *Frankfurter Zeitung* nur Tagebücher als aussagekräftig, wie sie auch dem in dem Blatt veröffentlichten *Soldat Suhren* von Georg von der Vring zugrunde lagen. Renn schildere das Kriegsgeschehen nun ebenfalls auf der Basis von Aufzeichnungen aus der Perspektive des einfachen Infanteristen.

Bemerkenswert ist, dass die Redaktion der *Frankfurter Zeitung* über die Identität des Verfassers und seine Rolle im Krieg nicht im Bilde zu sein scheint - oder sie geflissentlich verschweigt, um keine Zweifel an der Authentizität des Romans aufkommen zu lassen. ‚Ludwig Renn‘ ist nämlich ein Pseudonym von Arnold Vieth von Golßenau, der als Offizier am Krieg teilgenommen hatte. 1928, zur Zeit als der Roman erschien, war er Mitglied der KPD und des Roten Frontkämpferbundes sowie Sekretär des Bundes proletarisch-revolutionärer Schriftsteller. Unmittelbar nach Erscheinen von *Krieg* schickte er in der *Linkskurve*, der Zeitschrift des Bundes proletarisch-revolutionärer Schriftsteller, Erläuterungen zu dem Roman nach. Seinen Angaben zufolge hatte er das Manuskript bereits 1924 als Erlebnisbericht fertig gestellt, es sei aber keinesfalls autobiographisch zu lesen: „Ich bin nicht der Ludwig Renn des Buches, sondern stamme aus einer adligen Offiziers- und Beamtenfamilie.“ Die Ablehnung der Offiziersarroganz, die Betonung der „Pflicht nach unten“ und der Kameradschaft an der Front bildeten den Kern des Buches, allerdings habe er mit Lamm und Fabian auch einzelne Idealbilder von Offizieren gezeichnet. Verbinden die Offiziere bei Renn mit dem Krieg größtenteils nur persönliche Karriereziele, so erscheint er aus der Sicht der einfachen Bauernsöhne, die als Kanonenfutter missbraucht werden, erst recht als sinnlos. Ähnlich

wie in *Im Westen nichts Neues* sind auch in *Krieg* die Soldaten völlig desorientiert, hoffnungslos und zum Scheitern verurteilt.

Der Roman schildert den Krieg vom Tag der Mobilmachung bis zum Rückzug nach dem Waffenstillstand aus der Perspektive des Gefreiten Renn. Renn nimmt an allen Schlachten von der Somme- über die Aisne-Champagneschlacht bis hin zur Märzoffensive teil. Die Schilderung der Kampfhandlungen an der Front wird nur durch einen Heimaturlaub und zwei erzwungene Kampfpausen infolge schwerer Verletzungen unterbrochen. Renn bemüht sich, ein guter Soldat zu sein und besitzt ein ausgeprägtes Pflichtbewusstsein. Disziplin akzeptiert er als Notwendigkeit, die das Überleben sichern kann; andererseits erkennt er bald, dass Übereifer und blinde Tapferkeit zum schnellen Tod führen. Aus diesen Erfahrungen entwickelt er ein zweckrationales Verhalten. Seine oberste Maxime lautet: Schutz des eigenen und des Lebens seiner Kameraden. Gegenseitige Hilfe, zum Beispiel bei Verletzungen, ist die zentrale Tugend der Soldaten. Seinen Kameraden erscheint er mit der Zeit als unverwundbar, wenn auch sein Überleben in der Vielzahl geschilderter Kampfhandlungen nur dem glücklichen Zufall zugeschrieben werden kann. Durch seine Verdienste bringt er es bis zum Vizefeldwebel und kümmert sich stets vorbildlich um die ihm anvertrauten Leute. Bei alledem ist Renn bescheiden, öffentliches Lob und Auszeichnungen wie das Eiserne Kreuz sind ihm peinlich. Offizieren gegenüber empfindet er Hochachtung, wenn sie wie er selbst sachlich angemessen und doch menschlich operieren.

Scheint nach dieser Rekapitulation die Kriegswelt in Renns Roman vielleicht heil, so ist dies ein Irrtum. Der Verfasser legt großes Gewicht auf die täglichen Schrecken des Krieges, auf Schmutz, Nässe, Kälte und Hunger, auf die körperlichen Strapazen bei Wachdiensten und Transportarbeiten, die grässlichen Verwundungen, den allgegenwärtigen Tod. Die Frage nach dem Sinn des Krieges taucht wiederholt auf, wird aber nicht beantwortet. Der Protagonist ist weder an politischen noch an wirtschaftlichen Zusammenhängen interessiert, er geht voll im Krieg und in der Soldatenexistenz auf, Meuterei oder die Veruntreuungen von Nahrungsmitteln durch die Leute in der Etappe lehnt er strikt ab. Dazu bemerkt der Autor retrospektiv: „Mein Held gehorcht, weil er nicht weiß, um welches Zieles willen er nicht gehorchen sollte. Wegen dieses Gehorsams lieben die Nationalisten mein Buch.“ So weiß Renn nicht einmal, ob er sich über die Beendigung des Krieges freuen soll: „Freute ich mich? Ich fragte mich selbst danach. Ich fühlte mich befreit von der ständigen Furcht der letzten Jahre. Aber sonst? Ich wußte nicht, was der Waffenstillstand für Folgen haben würde, und war unruhig.“ Infolge der Gewöhnung und Abstumpfung verfällt Renn zunehmend in ein bloßes fatalistisches Registrieren der Ereignisse. Charakteristisch dafür ist der folgende Dialog mit dem Leutnant Lamm:

„Ich habe das Militär unglaublich gehaßt,“ sagte er [Lamm] ganz in sich versunken. „Aber das ist ja ein Unsinn, daß etwas gar keinen Sinn hätte.“

„Und was soll das Militär für einen Sinn haben?“ fragte ich ohne eigentliches Interesse.

„Das kann ich dir auch nicht sagen. Aber wie soll unser Schicksal je ein Umweg sein?“

„Da glaubst du also, daß das Leben ganz genau auf ein Ziel losgeht?“

„Ja, so ähnlich muß es sein.“

Auffällig ist, dass der Ich-Erzähler jede Selbstbeschreibung und weitgehend auch jede Introspektion vermeidet. Völlig ausgeblendet bleibt auch, was der Gefreite vor dem Krieg getan, unter welchen Umständen er gelebt hat. Er tritt nur als ein anonym Beobachter und Chronist in Erscheinung. Diesem Konzept entspricht der Verzicht auf Pathos und Metaphorik. Ein gewisser Einfluss der Neuen Sachlichkeit ist unverkennbar. Der Horizont des Ich-Erzählers wird nie überschritten, die

Distanz zu den Ereignissen ist daher minimal. Der Eindruck der Authentizität wird durch die Wiedergabe von Details bis hin zu kleinsten und unscheinbarsten mechanischen militärischen Verrichtungen erweckt. Faktisches steht im Mittelpunkt, nicht Emotionen oder Ideologie. Der Ich-Erzähler Renn nimmt sich selbst vor, einen klaren, einfachen Stil in seinen Aufzeichnungen zu verwenden. Das Streben nach Originalität liegt ihm fern, er möchte so schreiben, „daß nämlich die Worte immer in der Reihenfolge stehen, wie sie der Leser erleben soll, zum Beispiel nicht: eine grüne, über mehrere Kuppen ansteigende Wiese, denn zuerst muß man doch wissen, daß es eine Wiese ist, und daher muß das Wort vorn im Satz stehen.“ Alle Stilmittel ordnen sich dem Ziel unter, beim Leser den Eindruck ungeschminkter Authentizität zu erzeugen.

Der Feuilletonabdruck in der *Frankfurter Zeitung* weist im Vergleich zur Buchausgabe eine Reihe von Kürzungen auf. Leicht erklärlich im Hinblick auf den Zeitungskontext sind Kürzungen von Passagen, in denen die Handlung still steht, zum Beispiel die Schilderungen von ereignislosen Wachen, Verpflegungsszenen oder einer längeren Phase der Rehabilitation nach einer Verletzung. Auch solche vergleichsweise unproblematischen Kürzungen verschieben die Gewichte des Textes in Richtung einer abenteuerlichen Ereignisfolge. Zuweilen ergeben sich dabei ungewollt kuriose Anschlüsse. Am Ende eines in der Zeitung abgedruckten Abschnitts wird Renn als Verwundeter abtransportiert: „Gegen Abend wurde ich in ein Sanitätsauto verladen.“ In der Folge fehlen 14 Seiten der Buchausgabe, in deren Verlauf der Verwundete während einiger Wochen gesundet. Die Zeitung setzt fort mit dem Anfang des nächsten Kapitels: „Wir fahren mit einem großen Genesenentransport ins Feld.“ Die Kürzungen häufen sich mit Fortgang des Abdrucks, was dafür spricht, dass man den Roman im Feuilleton einfach nicht zu lange ausdehnen wollte. Diese Praxis war in der *Frankfurter Zeitung* nicht außergewöhnlich und ist z. B. auch bei Döblins *Berlin Alexanderplatz* zu beobachten.

Der Roman wurde aber nicht nur in seinen Ausmaßen zeitungsgerecht zurechtgestutzt, sondern auch einer Zensur unterzogen. Die einschlägigen Striche betreffen kurze Passagen und einzelne Wörter, deren Wegfall den Roman nur ganz unwesentlich verkürzt. Wegbleiben mussten im Zeitungsfeuilleton Äußerungen im Soldatenjargon, z. B. die nächtlich im Unterstand, wo man sehr gedrängt schläft, laut werdende Klage „Tritt mich nicht ins Zifferblatt!“ Fortgelassen wurde ferner in verschiedener Hinsicht Anstößiges, z. B. ein Detail aus dem Leben im Unterstand: „Wir machten unsern Stall auf, um etwas frische Luft hineinkommen zu lassen, wogegen einer Einspruch erhob: ‚Jetzt beginnt’s gerade drin gemütlich zu werden, und da laßt ihr’s wieder ‘naus!’“ Wenig verwundert es da noch, dass auch der Annäherungsversuch eines Homosexuellen im Feuilleton verschwiegen wird.

An die Substanz des Romans gehen Striche, die Passagen betreffen, in denen sich Offiziere lächerlich machen oder direkt kritisiert werden. So wird Leutnant Eisoldt von Oberleutnant Fabian auf dem Abort im Tunnel überrascht und meldet sich mit „Guten Morgen, Herr Oberleutnant!“, worauf dieser erwidert: „Empfangen Sie immer in dieser Stellung?“ Gestrichen wurden ferner einige Passagen, in denen Offiziere schwerwiegende Fehler begehen, z. B. einen schlecht koordinierten Alarmbefehl geben, nach dem die Truppe nachts vier Stunden im Regen stehen und warten muss, oder trotz Beschusses Exerzieren anordnen, um die Disziplin zu erhöhen.

Besonders vorsichtig war die Redaktion bei Kritik an der Etappe, die es sich im Roman gut gehen lässt und den Nachschub veruntreut. Sätze wie „Die Leute in der Etappe taugten ja schon immer nichts, aber jetzt sind’s die reinsten Räuberbanden geworden! Besonders in Brüssel! Natürlich lauter Drückeberger!“ wurden gestrichen. Die Angst vor einem Verbot mag bei solchen Zensurmaßnahmen eine Rolle gespielt haben, vielleicht aber auch die Nähe zur nationalistischen

und nationalsozialistischen Propaganda, zur so genannten Dolchstoßlegende. So wurden auch einige antisemitische und antisozialistische Andeutungen fortgelassen. Man sieht, nicht alles, was Renn an Kritik am Krieg und seinen Begleitumständen vorgesehen hatte, passte auch an den Veröffentlichungsort Feuilleton der *Frankfurter Zeitung*.

### 8. 3. 2. Marie Amelie Freiin von Godin: Der Weg in die Nothelfergasse. Ein Roman aus dem Leben in der Stadt

Bei dem in der Morgenausgabe der *Kölnischen Volkszeitung* von 17. 10. bis 4. 11. 1931 erschienenen Roman handelt es sich um einen religiös unterfütterten Sozialroman. Einer „verwöhnte[n] Welt-dame“ namens Maria Steran fällt bei einem Besuch bei ihrem Bankier im Stiegenhaus eine leidende junge Frau auf. Sie möchte die Frau nach Hause bringen, aber diese stirbt auf dem Weg. Schockartig erkennt Maria die Oberflächlichkeit ihres bisherigen Lebens:

Was habe ich aus meinem Christenleben gemacht? gingen ihre Gedanken weiter. Eine Sehnsucht, um jeden einzelnen und sein Leid zu wissen, stieg in ihr auf, der Wunsch, die Schranke einzureißen, die sie diesen Bedrängten ferne hielt, das Verlangen, ihre Art zu verstehen und ihrem Elend abzuhelpfen.

Laut Auskunft ihrer Nachbarin hieß die Frau Lisbeth Sperber und wurde von ihrem Mann und ihren zwei Söhnen als Austragefrau, vermutlich von Diebsgut, in den Tod gehetzt. Die Männer sind aus der Wohnung verschwunden, aber aus einer Lücke in der Mauer starrt Maria das Gesicht Sperbers entgegen - sie flüchtet entsetzt.

Um die Lebensverhältnisse der Armen aus eigener Erfahrung kennen zu lernen, verkleidet sich Maria mit den Lumpen einer Bettlerin, die sie großzügig dafür bezahlt. Von einer Dame wird sie mitgenommen, um Holz zu schlichten und sich damit ein Abendessen zu verdienen. Bei der Rückkehr nach Hause trifft sie zufällig auf Sperber und seinen Sohn, die sie überfallen oder ihre Wohnung ausrauben wollten. Ein Nachbar belauscht die beiden und liefert sie der Polizei aus. Als Maria von der Polizei befragt wird, steht sie vor der schwierigen Entscheidung, ob sie die beiden Sperber belasten oder entlasten soll; die Entscheidung wird dadurch erschwert, dass die beiden auch eines Mordes verdächtigt werden. Wie der Untersuchungsrichter bemerkt, ist es heutzutage „nicht leicht, zwischen Unglücklichen und Schuften zu unterscheiden“. Sperber senior flüchtet während der Vernehmung, Maria wird daher zu ihrem Schutz polizeilich überwacht und versucht Frau Pöhlmann, die Nachbarin Sperbers, zu warnen, dass er sie für die Denunziantin halte und sich rächen wolle.

Maria schlüpft wieder in ihr Bettlerkostüm und begibt sich auf der Suche nach Frau Pöhlmann ins Obdachlosenheim. Dort trifft sie die Bettlerin, der sie mit Geld und Kleidung geholfen hatte und muss die Schädlichkeit dieser Gabe erkennen: die Bettlerin hat sich mit dem Geld sinnlos betrunken und stirbt. In der Zwischenzeit ist Marias Bankier überfallen und beraubt worden. In der Absicht, ihm zu helfen, hatte er Sperber seine Adresse geben lassen. Das Motiv für seine demonstrative Großmut war aber nur der Wunsch, Maria zu imponieren. Trotz aller Fehlschläge bricht Maria noch einmal in die Nothelfergasse auf, denn: „Der Gang in die Nothelfergasse ist ihr von Gott gesetzt!; sie muß versuchen, weiteres Unheil abzuwenden.“ Sie kommt aber zu spät, denn Sperber hat sich in einem Versteck im Haus erhängt.

Das zentrale Problem, das der Roman aufwirft, ist die Frage, an welcher Stelle soziale Verantwortung in „übertriebene Gewissenhaftigkeit“ übergeht. Explizit stellt sich die Frage, als Maria zögert,

über Sperber auszusagen und der zwielichtigen Pöhlmann zu Hilfe eilt. Maria will auch den Verworfenen helfen, übersieht dabei aber, dass Jesus zwar Unterstützung für die Geringsten seiner Brüder forderte, Judas aber ins Verderben laufen ließ. Als eindeutig übertrieben und schädlich stellt sich die Hilfe für die Bettlerin heraus. Auch dem Bankier schlägt die Sperber angebotene Hilfe schlecht an; kein Wunder, dass er Marias philanthropische Aktionen als „kranken Gefühlsüberschwang einer weltfremden Frau“ bezeichnet. Die Frage, wie Marias soziales Engagement zu bewerten ist, wird zwar nicht eindeutig beantwortet, die Einschätzung des Bankiers bleibt aber unwiderlegt.

Mehrheitlich gegen Marias Verhalten votierten auch die Leser der *Kölnischen Volkszeitung*. Die meisten fanden den Roman besonders zeitgemäß, da er mit dem Verhältnis „Dürftigkeit–Würdigkeit“ eine Frage behandelte, die in Caritasausschüssen häufig diskutiert wurde. Die Heldin wurde von vielen Lesern als überspannt, „verstiegen“, weltfremd und hysterisch empfunden: „Sie wird in ein Uebermaß altruistischer Gefühle gedrängt, das besonders bei ihrer Anteilnahme für die verbrecherischen Sperber-Gestalten krankhaft erscheint.“ Und: „Ihr Almosen dient vielleicht dem Leichtsin, und nicht zur Linderung der Not.“ Zu Recht stellte man Vergleiche mit Sues Romanen an, dessen Sozialromantik man aber dem 20. Jahrhundert nicht mehr angemessen fand.

In stilistischer Hinsicht ist der Roman eine eigenartige Mischung von Trivialroman und Erbauungsbuch. Die ausführlichen Beschreibungen von Marias Accessoires heben auf den Kontrast zwischen den geschilderten Milieus ab, sind aber ganz der Faszination der Luxuskonsumgüter verfallen: ihre Handschuhe sind aus „weichem, duftendem Dänenleder“, und „der weiche sammetartige, schwarzbraune Pelz“ hüllt „ihre Zartheit in die prickelnde Schmeichelei diskreter und kostbarer Eleganz.“ Ein gewisses lokales und auch soziales Kolorit erzeugt die Autorin durch den reichlichen Gebrauch von Dialekt in den Dialogen, aus dem sich unschwer auf den Schauplatz München schließen läßt.

Andererseits haben viele Episoden, wie oben bereits dargelegt, exemplarischen Charakter. Maria besitzt Züge einer Figur in einem Erbauungsbuch. An der Echtheit ihres Sendungsbewusstseins besteht kein Zweifel. Unter anderem leitet sie ihr Engagement aus einer im Traum empfangenen Botschaft ab: „Maria wußte im Schläfe genau, daß die Frau nur um ihretwillen dastand, um auf sie zu warten - als ein Bote Gottes. Und plötzlich hörte sie eine Stimme: ‘Was ihr dem Geringsten meiner Brüder tut, das habt ihr mir getan!’“ Aber ebenso exemplarisch sind die Fehlschläge und die negativen Folgen der ‚übertriebenen Gewissenhaftigkeit‘. So neigt der Roman dazu, das soziale Gewissen der Leser auf etwas fragwürdige Weise zu entlasten.

### 8. 3. 3. Rudolf Brunngraber: Karl und das 20. Jahrhundert

Brunngraber erzählt in seinem Roman, der in der Wiener *Arbeiterzeitung* von 18. 1. bis 22. 3. 1933 erschien, die triste Lebensgeschichte von Karl Lakner, der als Sohn eines Maurergehilfen und einer Dienstbotin 1893 im Wiener Arbeiterbezirk Hernals geboren wird. Der Vater vertrinkt einen Großteil des kärglichen Lohns, die Mutter opfert bei der Arbeit als Wäscherin ihre Gesundheit. Es herrscht stete Geldnot im Haus, Karl muss zum Familieneinkommen beitragen. Er verdingt sich als Kofferträger und Bote einer Blumenhandlung, ehe er als guter Schüler eine einigermaßen lukrative Stelle als Instruktor erhält. Trotz Erwerbstätigkeit gelingt es ihm, die Lehrerausbildung abzuschließen. Bevor er eine entsprechende Stelle antreten kann, wird er zum Militärdienst eingezogen und findet sich ein Jahr später im Krieg an der Ostfront. Nach einigen Monaten Kriegsgefangenschaft in Russland vollbringt Karl Heldentaten als Flieger an der italienischen Front, wird hoch dekoriert und darf sogar den Kaiser auf einen Rundflug ausführen.

In der Zwischenzeit stirbt die Mutter, der ebenfalls eingerückte Vater wird auf dem Rückzug des Heeres erschossen. Der Stadtschulrat hat für den Heimkehrer keine Verwendung, alle Opfer für das Vaterland erweisen sich als umsonst, im Gegenteil gelten die ehemaligen Soldaten im neuen Regime als Handlanger des alten monarchistischen Systems. Nach einigen Gelegenheitsarbeiten gelangt Karl durch Vermittlung eines Bekannten nach Schweden, wo er sich fünf Jahre lang als Holzarbeiter durchschlägt. Wieder in Wien, erhält er einen Buchhalterposten, der aber bald wegrationalisiert wird. Er muss seine Wohnung räumen, bezieht noch einige Monate Arbeitslosenunterstützung, dann ist er am Ende. Mit seinem letzten Geld gibt er eine Annonce auf, in der er erfolglos seine Dienste als Privatsekretär anbietet, schließlich bleibt ihm nur noch der Selbstmord. Die Weltmaschinerie hat ihn zerrüttet: „Und nun erkennt Karl, daß er das Unglück hatte, in das zwanzigste Jahrhundert geboren zu werden und daß ihm nichts helfen kann, es sei denn, dieses Jahrhundert hülfte vorerst sich selbst.“

Karl vertraut zunächst auf die Gerechtigkeit der Welt. Seine naive Überzeugung, dass sich Rechtschaffenheit und Fleiß im Leben auf jeden Fall bezahlt machen, wird jedoch gründlich widerlegt. Schon früh empfindet er die Welt als fremd, erlebt sie als Folterkammer. Die Kriegsteilnahme verstärkt das Gefühl des Ausgesetztseins, der Ohnmacht des Einzelnen und der Distanz zu den Dingen. Der Mensch wird selbst zum Ding: „In der Tat, alles in der Welt stand nun zu allem in Beziehung und nie war der Mensch ein so ohnmächtiges, zwischen stürzende Gebirge verschleudertes Ding gewesen wie jetzt.“

In das große Netz, das alles miteinander in Beziehung setzt, ist auch Karls Lebensfaden eingebunden. Brunngraber stellt Verflechtungen von Romanhandlung und - dem Helden nicht einsichtigen - ökonomischen und politischen Fakten her, die erklären sollen, warum es so kommen musste. Nicht die fehlende Lebenstüchtigkeit, sondern die (falsche) Gesellschaftsordnung ist für Karls Schicksal verantwortlich. Charakteristisch für die unauflösbare Verbindung von individuellem Schicksal und welthistorischen bzw. ökonomischen Daten ist der Umstand, dass Brunngraber den Roman mit einer Darstellung der 1880 von dem amerikanischen Ingenieur F. W. Taylor eingeführten Maßnahmen zur Rationalisierung der wirtschaftlichen Produktion, des Systems der so genannten wissenschaftlichen Betriebsführung, beginnt.

Als Frederick W. Taylor (Philadelphia) 1880 als Erster konsequent den Gedanken der Rationalisierung faßte, war der Wiener Karl Lakner noch nicht unter den Lebenden. Das entschied sich zu seinem Nachteil. [...] Das Schicksal hatte ihn mit achtzehnhundert Millionen anderen ausersehen, am bislang gewalttätigsten Zeitalter dieser Erde teilzuhaben.

Auf diese Weise verbindet Brunngraber sogar, die Gleichzeitigkeit betonend, durch Kapitelgrenzen geschiedene Abschnitte:

Als Mr. Taylor 1893 von ihr [der Manufacturing Investment Co.] zur Simonds Rolling Machine Co. hinüberwechselte, hatte die Wissenschaftliche Betriebsführung eine solche Beachtung gewonnen, daß er sich von da ab, für einen Tagesverdienst von 37 Dollar, der rein beratenden Tätigkeit widmen konnte.

1893-1902

DIE SONNTÄGLICHE WELT

In diesem Augenblick (1893) kam auch Karl Lakner zur Welt.

Vom Taylorismus, einem Eckstein des modernen Kapitalismus, leitet sich die welthistorische wie auch die individuelle Entwicklung ab, bis hin zur verheerenden Inflation, Weltwirtschaftskrise und Arbeitslosigkeit in den zwanziger und dreißiger Jahren, der Karl zum Opfer fällt: Die Arbeiter werden durch den Taylorismus zu „einer Art automatisierter Halbaffen“ degradiert. Die Bildung von Trusts und Syndikaten, die Internationalisierung der Wirtschaft, und insbesondere die Konkurrenz um Märkte und Rohstoffe in den Kolonien, führen zum Weltkrieg. Die USA verfolgen mit ihrem Kriegseintritt das Ziel, die europäischen Schuldner vor dem finanziellen Ruin zu bewahren. Motiviert wird das welthistorische Geschehen des Krieges unter anderem durch die Tatsache, „daß der amerikanische Geschäftsmann (1917: 11 800 Millionäre) eher in größerem als in kleinerem Maßstab weiterverdienen wollte.“ In polemischer Weise wird auch vorgerechnet, was man mit den 187 Milliarden Dollar Kriegskosten für die Menschheit Nützliches hätte schaffen können:

10 000 Gartenstädte mit je 1000 Einfamilienhäusern	100 Milliarden \$
100 000 Kinderheime	10 Milliarden \$
50 000 Schulen	15 Milliarden \$
10 000 öffentliche Bibliotheken	2 Milliarden \$
500 Universitäten	2 Milliarden \$
5 000 Theater	5 Milliarden \$
100 000 Sportplätze	1 Milliarde \$
10 000 Sanatorien	10 Milliarden \$
10 000 000 Bauernhöfe	30 Milliarden \$
10 000 000 landwirtschaftliche Maschinen	2 Milliarden \$
50 000 000 Stück Großvieh	10 Milliarden \$

Auch nach dem Krieg wird durch die Vernichtung von Nahrungsmitteln Verschwendung betrieben, um den Preis hochzuhalten. Der Hunger ist also künstlich erzeugt, was der Erzähler sarkastisch kommentiert: „In diesen Tagen hatte die privatwirtschaftliche Gesinnung: daß das Leben nur dann schön ist, wenn von allem, wessen der Mensch bedarf, immer um eine Kleinigkeit zu wenig auf dem Markt ist, über ihre triumphalsten Schlachtfelder geleuchtet.“ Dem Leser wird hier anheim gestellt, diese Zustände zu Ende zu denken und eine Änderung auf kollektiver Basis anzustreben. Trotz mancher Übereinstimmungen mit der Kapitalismuskritik der österreichischen Sozialdemokratie unter Otto Bauer und Randbemerkungen, die zur Änderung der Verhältnisse aufrufen, ist *Karl und das 20. Jahrhundert* nur bedingt als Tendenzroman einzustufen. Karl ist ein apolitischer Mensch, vertraut naiv den überkommenen Einrichtungen und bleibt isoliert von den „wirklichen Weltzusammenhängen“. Auch ein als Randfigur auftauchendes Parteimitglied macht seiner Sache keine Ehre: dieser Arbeitskollege Karls hat nichts Besseres im Sinn, als sich hochzudienen und Rationalisierungspläne zu entwerfen, denen Karl schließlich zum Opfer fällt. Überhaupt ist die Politik nur mehr Marionette der Wirtschaft, alle Ideologien - auch die sozialdemokratische - bleiben daher wirkungslos. Brunngraber stellt eine schonungslose Diagnose, ohne Lösungen anzubieten, und vertritt die in der *Arbeiterzeitung* zweifellos provokant wirkende These vom unwiderruflichen Sieg des Kapitalismus. Als realistisch erwies sich diese Sichtweise insofern, als die österreichische Sozialdemokratie und ihr nichtrevolutionäres Konzept der friedlichen Erziehung zur klassenlosen Gesellschaft innerhalb des parlamentarischen Systems 1934, also kurz nach Erscheinen des Romans, durch die Ausschaltung der Partei widerlegt wurde.

Die Aktualität und publizistische Nachrichtenqualität des Problems der Arbeitslosigkeit am Anfang der dreißiger Jahre stehen außer Frage. Bemerkenswert ist aber, dass gleichzeitig mit dem Roman die berühmte soziologische Studie über *Die Arbeitslosen von Marienthal*, einen kleinen Industriort im Osten Wiens, entstand. Was Brunngraber an einem Einzelschicksal darstellt, wird in der Studie statistisch untermauert, nämlich Resignation und Apathie infolge der Arbeitslosigkeit. Karl Lakner erscheint geradezu als Repräsentant eines in der Studie vorgestellten Typus von Arbeitslosen, und zwar des zunächst überdurchschnittlich ehrgeizigen, fleißigen und gebildeten Menschen, der große Erwartungen für sein Leben entwickelt und nach dem Erkennen der Aussichtslosigkeit seiner Situation einen umso rascheren Zusammenbruch erleidet. Die Autoren bezeichnen diesen Typ als „Absturzexistenz“ und schreiben ihm auch besondere Selbstmordgefährdung zu.

Stilistisch ist der Roman ganz offensichtlich durch die Strömung der Neuen Sachlichkeit beeinflusst, die übrigens auch ein wichtiges Element sozialdemokratischer Kulturpolitik darstellte. Querverbindungen bestanden insbesondere zum Neopositivismus des Wiener Kreises, dessen führender Vertreter Otto Neurath Brunngraber entscheidende Anregungen für seinen Roman gab und ihn dazu ermunterte, die ökonomischen Verflechtungen und die Ursachen der Entwurzelung des Einzelnen darzustellen. Die Lebensumstände waren für Neurath der wichtigste Bedingungsfaktor für Verhaltensweisen und Stimmung eines Menschen. Der Roman zeichnet sich eben dadurch aus, dass weltgeschichtliche Daten ebenso leidenschaftslos aufgeführt werden wie die Ereignisse in Karls Personalgeschichte. Fakten sind wichtiger als Meinungen und Gefühle, emotionelle Wirkungen - wie schon im Naturalismus - bestenfalls ein nicht unerwünschter Nebeneffekt.

Ein Ort, an dem diese Fakten gebündelt in Erscheinung treten, ist die Zeitung. Brunngraber zitiert Berichte über Wirtschaftskrise, Arbeitslosigkeit und weltgeschichtliche Ereignisse, aber auch ‚faits divers‘ im knappen Zeitungsstil. Der Feuilletonroman wird auf diese Weise fest mit dem Zeitungskontext verklammert. Besonders deutlich wird dies, wenn Karl das Fotoschaufenster einer Zeitung studiert:

Gorillafamilie im Urwaldgebiet des Karissimbi. Der alte Rockefeller beim Golf. Die größten Turbodynamos der Welt im Elektrizitätswerk Hell Gate in New York, Höchstleistung 215 000 SP, sekundlich 30 Umdrehungen. Der Filmstar Anita Page beim Surfboardriding in Miami. [...] Die rätselhaften Riesenköpfe von Ranu Raraku auf der Osterinsel. Harvey S. Firestone befreit die Sklaven in ihrem Freistaat Liberia: das Land wird eine Kautschukplantage der USA. Mit Schmiedehämmern ausgerüstete Arbeiter zerschlagen die Glocken in den Kirchen Moskaus. Arbeitslosendemonstration in Berlin.

Die Aufzählung der zusammenhanglosen Informationsbrocken erstreckt sich über drei Seiten. Solche perspektivlosen *newsreels* sind nicht geeignet, Karl - und mit ihm die breite Öffentlichkeit - über Zusammenhänge im Weltgeschehen aufzuklären. Sklavenbefreiung und Arbeitslosendemonstration erhalten in der Zeitung denselben Aufmerksamkeitswert wie Gorillafamilie und Filmstar. Ähnlich wie in der Zeitung wird im Roman auch auffällig häufig Zahlenmaterial verarbeitet. Die Flut von Zahlen ist Beleg für die Sachlichkeit, sie signalisiert aber auch die herrschende Gleichgültigkeit. Das letzte Kapitel des Romans trägt den Titel „Die Welt geht weiter“ und besteht aus einer Collage von drei Zeitungsausschnitten. Der erste berichtet von Karl Lakners Selbstmord, der zweite berechnet den ‚Wert‘ eines Menschen:

Nach Angaben des Dr. Charles H. Maye in Rochester ist ein Mensch nicht mehr und nicht weniger wert als vier Mark, wobei Dr. Maye die Bemessung exakt auf Grund der Verwertbarkeit der in einem

Menschen enthaltenen Rohstoffe vornimmt. So reicht das Fett eines Menschen zur Herstellung von sieben Stück Seife. Aus dem Eisen eines Menschen läßt sich ein mittelgroßer Nagel machen. Der Zucker langt für ein halbes Dutzend Faschingskrapfen. Mit dem Kalk kann man einen Kückenstall weißen. Der Phosphor liefert die Köpfe von 2200 Zündhölzern. Das Magnesium ergibt eine Dosis Magnesia. Mit dem Schwefel kann man einem Hund die Flöhe vertreiben. Und das Kalium reicht für einen Schuß aus einer Kinderkanone.

Der dritte Ausschnitt setzt mit einer Beobachtung aus der Tierwelt einen polemischen Kontrapunkt:

Wie aus Kapstadt berichtet wird, bemerkten Regierungsbeamte, die kürzlich das Gebiet des Cathkin Peak in Natal bereisten, auf einem Hügel, auf dem sich jährlich die Störche der Gegend zu ihrem Flug nach Europa versammeln, große weiße Flächen, die sie zunächst für Schnee hielten. Als sie näherkamen, stellten sie fest, daß es viele tausend tote Störche waren. Die Vögel waren von einem Hagelsturm überrascht und zu Boden geschmettert worden, wo sie nun mit gebrochenen Flügeln und Beinen und übereinandergelagert dalagen. Ueber ihnen kreisten Wolken von anderen Störchen, die ihre toten Kameraden zu betrauern schienen.

#### 8. 3. 4. Karl Aloys Schenzinger: Man will uns kündigen

Schenzingers Roman, erschienen von 13. 3. bis 4. 6. 1932 in der Münchener Reichsausgabe des *Völkischen Beobachters*, führt die Folgen der Wirtschaftskrise und der Arbeitslosigkeit in drei Gesellschaftsschichten vor, und zwar anhand der Familie des Bankprokuristen Aue im arrivierten Großbürgertum, am Beispiel des Diplomingenieurs Bruno Steffens im Milieu der jungen, aufstrebenden Angestellten und im Kleinbürgertum, das die Familie des Portiers Lübecke vertritt.

Bruno Steffens arbeitet zwar nur auf Probe als Diplomingenieur in einem Berliner technischen Großbetrieb, aber er ist tüchtig und überdies dem Personalchef positiv aufgefallen. Ohne sichere Stellung kann er nicht daran denken, Margot, die Tochter des Bankprokuristen, die ein Kind von ihm erwartet, zu heiraten. Entgegen allen Erwartungen wird er gekündigt und beginnt eine lange, aussichtslose Bewerbungstour. Zwischen Selbstvorwürfen und Hass auf die feindliche Umwelt hin und her gerissen, geht er Margot aus dem Weg, betrinkt sich, besucht Vergnügungsorte und landet schließlich auf der Straße. In einer Episode, die dem Hinweis darauf dient, dass auch die ländliche Bevölkerung unter den herrschenden Zuständen leidet, verbringt Bruno einige Wochen als Gehilfe auf einem Bauernhof im Schwarzwald, kehrt dann aber nach Berlin zurück, um sich der NSDAP anzuschließen.

Steffens ist kein Einzelfall, das Elend lebt Tür an Tür mit ihm. Seine Wirtsleute, die Familie Lübecke, sind nicht weniger von der Krise betroffen. Nach der Kündigung wird Vater Lübecke zum Säufer und Glücksspieler, versetzt nach und nach den ganzen Hausrat und trägt das Geld ins Wettbüro. Er „saß nun plötzlich hierhergeworfen, ohne Kraft, ohne Ziel, versuchte wahrscheinlich nur, sich zu betäuben, dieses Elend zu vergessen um jeden Preis, einerlei, ob das letzte Stück seines kleinen Besitzes heute oder morgen vor die Hunde ging.“ Lübecke wird schließlich in kriminelle Aktivitäten verwickelt und als Hehler verhaftet. Seine schwindsüchtige Tochter Gerda rackert sich als Verkäuferin ab und hilft der Mutter trotz ihrer schwächlichen Gesundheit morgens und abends beim Austragen von Zeitungen. Das Sanatorium, in das sie nach einem Zusammenbruch eingeliefert wird, verlässt sie vorzeitig und geht aus Angst, ihre Stelle zu verlieren, wieder zur Arbeit.

In den höheren gesellschaftlichen Regionen sind die Auswirkungen der Arbeitslosigkeit nicht weniger drastisch. Aue, der gewissenhafte Geschäftsmann wird von einem frech spekulierenden Bankkollegen ausgestochen und entlassen und lässt sich selbst zu Spekulationen hinreißen. Wie die

‚kleinen‘ Arbeitnehmer, die ihre Rechnungen nicht mehr bezahlen können, verfällt auch er der Ächtung durch die Umwelt. Als er ganz am Boden und nahe daran ist, sich an Margots Ersparnissen zu vergreifen, erhängt er sich. Margot, von Bruno im Stich gelassen, gerät durch die Verschuldung ihres Vaters unter moralischen Druck. Sie lässt ihr Kind abtreiben, um ihr Einkommen, das auch die Mutter ernähren muss, nicht zu verlieren. Überdies versucht man sie mit Lohmann, dem ehemaligen Konkurrenten ihres Vaters, der ein sorgenfreies Dasein garantiert, zu verkuppeln. Margot weigert sich und zieht es vor, mit Hilfe ihrer Ersparnisse einen Wäscheladen zu eröffnen, der allerdings kaum lebensfähig sein wird. Als Alternative bietet sich Frauen in dieser Situation nur ein unseriöser Lebenswandel an. Helene, Margots Schwester, wählt diesen Weg des geringsten Widerstandes, verkehrt in Kreisen von Geschäftemachern, die „von der Dummheit der anderen Leut“ leben, und heiratet schließlich auch einen ungeliebten Geldmenschen.

Der Roman führt die Lebensläufe aller Protagonisten an einen aussichtslosen Tiefpunkt. Mutter Aue bringt die Offenheit des Romanschlusses, der allerdings nach einer radikalen Lösung schreit, zum Ausdruck: „Ich weiß nicht, wie das alles noch werden soll.“ Trotz dieser romanstrategischen Anleihe beim Naturalismus wissen der Verfasser und die Leser natürlich schon längst, woher Abhilfe zu erhoffen ist: Bruno entschließt sich endlich, der NSDAP beizutreten, und beginnt mit Schießübungen. Die Ziele und Ansichten der Nationalsozialisten werden von Brunos Vetter verkündet, der alle Schuld auf eine „gewisse Sorte“ von Herrschaften schiebt und darauf pocht, dass seine Partei endlich an die Macht gelangt: „Lassen Sie uns erst einmal wieder Herr im eigenen Lande sein, dann können Sie was erleben. Dann wird endlich reiner Tisch gemacht, da können Sie Gift drauf nehmen!“ Die Tendenz kommt in dem Roman nicht zu kurz: Legion sind die Hinweise auf das Versagen der Republik und des Reichstags, die Angriffe auf Spekulanten und Wettbürobesitzer mit jüdischem Akzent. Großen Nachdruck legt Schenzinger auf die Tatsache, dass der Unmut der Bevölkerung überwiegend den Kommunisten zugute kommt. Durch Hinweise auf gemeinsame Anliegen von Nazis und Kommunisten versucht er den letzteren das Wasser abzugraben. So äußert sich Posse überraschend positiv über die KP: „Ich habe in der letzten Zeit viel über diese Partei nachgedacht. Sie hat große Ideen und große Fehler. Auch unsere Ideen sind groß, und nicht minder groß sind unsere Fehler. Aber beide Ströme sind jung und mächtig. Vielleicht vermischen sie sich eines Tages.“

Eine Anleihe bei der Neuen Sachlichkeit ist der nüchtern berichtende Stil; wie er in der folgenden Beschreibung der unpersönlichen Arbeitsverhältnisse verwendet wird:

Er [Steffens] sah in den Strom von Arbeitern, die verdrossen und wenig froh an ihnen vorüberjagten. Sechzigtausend sind das, mußte er denken, sechzigtausend, um die sich niemand weiter kümmerte, hier Arbeit, hier Lohn, ein verdammt einfacher Handel. Achttausend Ingenieure saßen hinter dieser endlosen Reihe von Fenstern, zeichneten, berechneten, ihr Gehirn, ihre Hände funktionierten wie die Räder und Kolben in den weiten Hallen der Werkstätten, sicher, pünktlich, selbstverständlich. Man konnte sie auswechseln, durch bessere ersetzen, es gab immer wieder Kolben und Ingenieure, die besser waren, dauerhafter, zweckmäßiger.

Ökonomie und Privatleben sind wie bei Brunngraber eng verknüpft. Die wirtschaftliche Krise korrumpiert die privaten Beziehungen, in beiden Bereichen fehlt es an Verlässlichkeit. Im Gespräch über sein Verhältnis zu Margot nimmt Steffens darauf Bezug:

Sie haben recht. Das ist der Krebschaden unserer Zeit: das falsche Geld, der faule Wechsel, der Scheck ohne Deckung. Alle Welt verspricht das Blaue vom Himmel, geht Verpflichtungen ein, nicht nur die

Händler, auch die Professoren, die Theologen, die Politiker, jeder von uns. Wird hernach das Papier präsentiert, ist nichts da. Luft, nichts als Luft. Ich habe Margot auch so einen Wechsel gegeben.

Die Ähnlichkeiten mit Brunngrabers *Karl und das 20. Jahrhundert* gehen zuweilen bis in Details, z. B. erwähnt auch Schenzinger den Umstand, dass ein Mensch der Anatomie gerade noch 100 Mark wert sei. Wiederholt montiert Schenzinger Zeitungsmeldungen. Berichte über Unruhen an den Universitäten stehen neben Nachrichten über das Sechstagerennen, jene über den sozialdemokratischen Aufmarsch auf der Wiener Ringstraße müssen sich gegen das Preisausschreiben für die Dame mit den schönsten Waden behaupten. Die Montage des Heterogenen kritisiert die Gleichgültigkeit der ‚bürgerlichen‘ Presse gegen die Nöte der kleinen Leute. Da der Roman selbst aus einer Reihe von nur lose verbundenen Szenen besteht, unterscheidet er sich nur wenig vom Kontext der Nachrichten und Leitartikel.